

Henry McKean Taylor: Rolle des Lebens. Die Filmbiographie als narratives System

Marburg: Schüren Verlag 2002 (Zürcher Filmstudien, Bd. 8), 400 S., ISBN 3-89472-508-7, € 24,80

Der Versuchung, die Lebensgeschichten der großen Frauen und Männer auf der Leinwand aufleben zu lassen, konnte das Kino nicht widerstehen. Für die Regisseure und Studios bot und bietet es die Chance, Geschichte zu schreiben. Schon 1912 ließ Sarah Bernard *La reine Elisabeth* wieder auferstehen, Paul Muni machte 1937 *The life of Emile Zola* lebendig, Henry Fondas junger Lincoln hat 1939 wohl für eine ganze Generation von Kinobesuchern ihr Bild vom jugendlichen Präsidenten geprägt, ebenso wie Anthony Hopkins 1995 zum überzeugenden Wiedergänger Richard Nixons wurde. Das „Biographical Picture“ oder „Biopic“, wie es *Variety* 1951 als Begriff prägte, lebt von einem Vexierspiel, bei dem der Zuschauer immer zugleich in der unverkennbaren Maske der historischen Figur das unverwechselbare Gesicht des Stars wiederfindet. Dieses Vexierspiel ist für die Stars reizvoll und gefährlich – gelingt es, kann es den Ruhm potenzieren.

Dass die Filmbiografie, gegenüber anderen Filmgenres ein wenig beforschter Gegenstand sei, mutet zunächst angesichts eines so populären Genres und angesichts der stets wachsenden Flut von Arbeiten zum Film wie eine sehr gewagte These an. Doch diese These ist nur der Auftakt zu Henry McKean Taylors neuem Buch *Rolle des Lebens. Die Filmbiographien als narratives System* und sie ist nicht das einzige Wagnis, das er eingeht.

Taylor kann in seiner Analyse der bisherigen Forschungsliteratur allerdings nachweisen, dass diese in Relation zur Breite des Genres nicht besonders substanzial ist, sich zudem – da vor allem aus den USA stammend – fast ausschließlich auf den Hollywood-Film bezogen hat und des weiteren paradigmatisch eindimensional vorgegangen ist, d.h. ihre Untersuchungen zumeist nur unter einem möglichen Blickwinkels, etwa dem filmhistorischen, soziologischen, poststrukturalistischen oder gender-spezifischen vorgenommen hat.

Taylor reagiert darauf und eröffnet sein Buch mit zehn Thesen zum „verfilmten Leben“, in denen er den theoretischen Rahmen seiner Arbeit absteckt. Methodologisch kombiniert er in einem eklektischen Verfahren sein genrehistorisches und erzähltheoretisches Paradigma mit subjekttheoretischen Theoremen und bezieht auch neuere Arbeiten der Biografieforschung und Performance-Theorie mit ein. Diese Mischung ist nicht ohne Risiken, da die jeweiligen erkenntnistheoretischen Prämissen der verschiedenen Ansätze sich nicht so ohne weiteres harmonisieren lassen. Den eigentlichen Reichtum seiner Arbeit macht aber die internationale Bandbreite der von ihm ausgewählten Filmbeispiele aus. Sie weiten den Blick auf das Biopic als ein wahrhaft globales Genre über den Mikrokosmos Hollywood hinaus auf das europäische Kino, in Italien, Frankreich, Deutschland und England, aber auch weiter auf den sowjetischen und taiwanesischen Film. Dabei vermeidet Taylor sorgfältig jede vorschnelle Verallgemeinerung und generalisierende Aussagen über das Kino dieser Länder, und er stellt ein interessantes, gut durchdachtes Korpus von 20 Filmen zusammen, aus dem er zur Illustrierung einzelner Analysepunkte auswählt. Die Applikation gelingt ihm größtenteils anschaulich und handwerklich sauber, manchmal bleibt die Untersuchung allerdings zu sehr an der Oberfläche. Hier lässt Taylor noch viel Raum für detailliertere, gründliche Einzeluntersuchungen zu einzelnen Filmen oder für Studien zum Biopic in bestimmten nationalen Kinos, bzw. für international und historisch kontrastive Arbeiten.

Andreas Stuhlmann (Cork, Irland)